

UNSERE KIRCHE  
UND DIE SCHWEIZ  
IN DER HEUTIGEN ZEIT

VON  
PROF. DR. KARL BARTH

---

VERLAG DER EVANGELISCHEN GESELLSCHAFT  
ST. GALLEN 1941

Ich sage niemandem etwas Neues, wenn ich sage, dass wir in einer *bösen* Zeit leben.

Im letzten Frühsommer, als unsere ganze Armee aufs neue mobilisiert wurde, als knapp jenseits unserer Grenzen die fremden Flugzeuge sich bekämpften und die Geschütze von beiden Seiten ihre finstere Sprache redeten, als das scheinbar feste Haus unseres Nachbarn zusammenbrach wie ein Kartenhaus, da war uns das freilich eindrücklicher als heute. Wir haben nachher eine Art von Ferien bekommen, die es uns erlaubten, die heutige Weltlage ein Stück weit zu vergessen. Jene »weltgeschichtlichen Geräusche« verklangen wieder. Grosse Teile unserer Truppen wurden zeitweilig entlassen. Die wirtschaftliche Bedrängnis wurde vorläufig nicht so schwer, wie man fürchten konnte. Arbeitslosigkeit in dem grösseren Umfang, wie wir sie in vergangenen Jahren hatten, ist bis jetzt nicht eingetreten. Noch geht uns das Wasser nicht an den Hals. Noch können wir atmen. Wiederum haben uns aber die Rationierungen, die Verdunkelung, die Bombenabwürfe über Basel und Zürich eindrucksvoll daran erinnert, dass die böse Zeit nicht vorbei ist. Hat sich der Krieg vorläufig aus unserer Nähe verzogen, so werden wir doch die gewichtigen Stimmen nicht überhören dürfen, laut derer er eigentlich jetzt erst recht beginnen soll. Die Sturzwelle, die für einmal an uns vorbeigegangen ist, könnte plötzlich zurückkommen und dann auch uns nicht verschonen. Sachverständige sagen, dass die Frage der Rohstoffversorgung unsrer Industrie und damit dann doch auch die Frage der Arbeitsbeschaffung leicht noch gegen Ende dieses Winters sehr akut werden könnte. Was wird er uns sonst noch bringen? Und was der kommende Frühling, nachdem der letzte an Ueberraschungen so reich gewesen ist? Und was diese ganze Zeit, deren Drohung sich für uns wohl in der Tat erst in einzelnen, dem eigentlichen Gewitter vorangehenden Windstössen offenbart hat?

Wenn wir mit dem ältesten Bundesbrief der Eidgenossen von der *Arglist* der Zeit reden, haben wir sie vielleicht doch besser verstanden, als wenn wir sie nur im allgemeinen eine *böse* Zeit nennen.

Wir fragen uns hier als Glieder unserer Kirche, als Christen: wie wir in dieser heutigen Zeit dran sind?

Es gibt auf diese Frage eine Antwort, die in jeder Welt- und Lebenslage und so auch in der gegenwärtigen ihre unbedingte Gültigkeit hat. Sie lautet dahin, dass uns zwar sehr viel Böses sehr schmerzlich treffen kann, dass wir aber in dem allem im Grunde darum gut dran sein werden, weil Gottes Wort unser Licht und unser Trost ist und bleiben wird, sodass uns im Grunde nichts verwundern und erschrecken, nichts völlig rat- und tatlos machen, nichts Tödliches (und wäre es der Tod selber) widerfahren kann, sodass wir das Vertrauen und auch die Freude im Kleinen und im Grossen behalten und sicher immer wieder gewinnen können. Dass Jesus Sieger ist, dass er vor der Tür steht und anklopft, um bald zu kommen, um bald die Herrlichkeit seines Reiches offenbar zu machen, das gilt heute wie es gestern galt und morgen gelten wird. Das ist die Botschaft, an die die Kirche sich auch heute zu halten und die sie auch heute in schlichter Treue auszurichten hat. Ich möchte bitten, dass wir bei all dem, was nachher zu sagen ist, diese für alle Zeiten und so auch für die heutige gültige Grundantwort vor Augen und in den Ohren behalten.

Aber ich möchte für heute nicht dabei stehen bleiben, diese Grundantwort als solche zu wiederholen. Man kann die Frage ja auch so stellen: Was bedeutet es denn für *uns*, *heute* und *hier*, Gottes Wort zu hören und in der Erwartung seines kommenden Reiches gut dran zu sein? Wo und wie steht die eine heilige allgemeine Kirche, sofern sie eben *unsere* Kirche ist: wie steht die Kirche in der *Schweiz* inmitten der heutigen Zeit? Wie lautet ihre eine überall und immer gültige Botschaft in der Sprache der *praktischen Erkenntnisse und Entscheidungen*, die uns jetzt nötig und geboten sind? Auf die so gestellte Frage möchte ich zu antworten versuchen: auf der Grenze, durch die die Theologie und die Politik getrennt, aber auch immer wieder verbunden sind.

## I.

Wir beginnen mit der Feststellung von einigen Dingen, die wir hinsichtlich der heutigen Weltlage und ihrer Bedeutung für die Schweiz *wissen können* und die wir, wenn wir Christen sind und also klare Augen für die Wirklichkeit haben, auch *wissen müssen*.

Es ist sicher gut, wenn wir uns vorweg erinnern, dass wir vieles — auch viel Wichtiges — hinsichtlich der gegenwärtigen Weltlage *nicht wissen*. Wir wissen z. B. nicht, auf welcher der beiden im heutigen Konflikt sich gegenüberstehenden Seiten auf die Länge die grössere Macht sein wird. Wir wissen nicht, in welchem Mass sich die innere Einheit der beiden kämpfenden Gruppen als echt und dauernd herausstellen und bewähren wird. Wir wissen von mindestens zwei grossen neutralen Völkern nicht, welches ihre eigentliche Absicht und welche zuletzt ihre Stellungnahme sein wird. Wir wissen nicht, wer in diesem zweiten Weltkrieg den Erfolg davontragen und ob es zu einem entscheidenden Erfolg überhaupt kommen wird. Niemand kann das heute wissen. Es ist aber auch gut, sich klar zu machen, dass wir einiges hinsichtlich der heutigen Weltlage sehr bestimmt *wissen können*. Und was man weiss, das hat man sich, unter Beiseitstellung dessen, was man vorläufig nicht weiss, unvernebelt, in den Umrissen, die es nun einmal hat, vor Augen zu halten. Damit muss man rechnen und leben. Wenn man diesen Akt intellektueller Redlichkeit nicht vollziehen wollte, wäre man ein Lügner und sicher kein Christ und würde man auch sonst bestimmt nur in sehr schlechten Erfahrungen endigen können.

Wir können und müssen heute (1.) wissen, dass die *Drohung einer fremden Oberherrschaft* über uns steht: die Drohung politischer, militärischer, wirtschaftlicher, kultureller Abhängigkeit von einem fremden Willen, von fremdem Vorteil und von einem fremden Geist. Sie steht nicht *nur* über uns, aber sie steht auch über uns. Eine ganze Reihe von Völkern konnte sich noch vor drei Jahren, noch vor einem Jahr für ebenso unbedroht halten, wie wir es wohl immer noch gerne wären. Sie sind der Fremdherrschaft unterdessen eines nach dem andern zum Opfer gefallen. Um einen »Freiheitskampf« um die Herstellung des eigenen Lebensrechtes und Lebensraumes kann es auf der Seite, von der die Drohung kommt, schon lange nicht mehr gehen. Und wenn man heute noch

lieber und häufiger von einer ganz Europa zu schenkenden neuen Einheit und Lebensordnung redet, so ist klar und eindeutig zu sehen, dass diese neue Einheit und Lebensordnung sehr schlicht in der Aufrichtung einer allen Betroffenen ebenso unnötigen wie unerwünschten Zwangshoheit über möglichst grosse Gebiete und möglichst viele bisher unabhängige Völker, in deren Dienstbarmachung, Ausplünderung und geistigen Entmündigung besteht. Wir sind heute Zeugen eines umfassenden reinen Eroberungskrieges, ähnlich den Unternehmungen Napoleons I. und vielleicht noch ähnlicher denen der alten Könige des vorderen Orients. Assyrier, Babylonier und Perser sind wieder einmal unterwegs. Mit einem angeblichen Freiheitskampf, mit dem Bedürfnis nach eigenem Lebensrecht und Lebensraum und mit der berausenden und einschläfernden Verheissung von Frieden, Ordnung und heilsamer Erneuerung für alle Andern sind solche Unternehmungen noch immer gerechtfertigt worden.

Wir können und müssen heute (2.) wissen, dass das, was droht, *unerträglich* ist. Es gibt Verhältnisse, die man ertragen kann, weil sie zwar schwer sind, dem Gewissen und der inneren Würde des Betroffenen aber nicht zu nahe treten. Es gibt andere, die man nicht ertragen kann, weil man sie nicht ertragen *darf*, weil das Leben unter ihnen Schande bedeutet, weil die Unterwerfung unter sie dies nach sich zieht, dass man sich fremder Sünde mitschuldig macht. Man bemerke wohl, dass hier auch die christliche Bereitschaft zum Leiden ihre natürliche Grenze hat. Zum Mitmachen bösen Tuns sind wir durch die Forderung, dass wir dem Bösen nicht widerstehen sollen, bestimmt nicht aufgefordert. Was heute mit jener Gewaltherrschaft droht, ist das in diesem ernsthaften Sinn des Begriffs Unerträgliches. Denn es ist in diesem ernsthaften Sinn unerträglich, wenn eine in den Händen einer herrschenden Gruppe zusammengefasste Staatsmacht sich nicht begnügt mit dem äusseren Gehorsam, den sie als rechtmässige und zur Aufrechterhaltung des Rechts berufene Obrigkeit in Anspruch nehmen dürfte, sondern, indem sie sich in das Gewand der Gottheit hüllt, darüber hinaus von allen alles verlangt: die Gleichschaltung der Gewissen, die Fügsamkeit und also die Unfreiheit jedes Wortes und jedes Gedankens, den Verzicht auf jede selbständige Verantwortlichkeit und Mitarbeit dem Ganzen gegenüber, die Beugung und Bre-

chung jedes Rechtes ausser dem ihres eigenen Willens und ihrer Macht, ihn durchzusetzen. Es ist in diesem ernsthaften Sinn unerträglich, wenn eine von keiner Seite kontrollierte Staatsmacht die moralische Vernichtung oder auch die physische Unschädlichmachung jedes ihr Widerstrebenden und schliesslich auch die systematische Ausrottung derer, die um ihrer Schwachheit willen für ihre Zwecke endgültig unbrauchbar sind, zum täglich geübten Prinzip erhebt. Und es ist in diesem ernsthaften Sinn unerträglich, wenn auch die Kirche nur die Wahl hat, entweder sich selbst dem Kultus dieser als Gottheit sich gebärdenden Staatsmacht zu widmen oder aber ihr Zeugnis auf ein unverbindliches Lispeln in der Sphäre der privaten Frömmigkeit zu beschränken. Das alles kann man im Notfall erleiden, wie man auch Epidemien und Erdbeben erleiden müsste. Das alles kann man aber nicht wollen. Zu dem allem kann man aus freien Stücken — solange es solche noch gibt — nicht Ja, sondern in Ehren nur Nein und zwar aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüt und mit allen seinen Kräften Nein sagen. Das alles mitmachen zu müssen — ich nenne nur ein Bestimmtes: die grobe und feine Misshandlung der Juden direkt oder indirekt mitmachen zu müssen, das ist darum unerträglich, weil es nicht recht, weil es schändlich ist. Eben das alles ist aber der Sinn und Inhalt der heute drohenden Fremd- und Gewaltherrschaft. Man müsste nicht nur sieben Tage, sondern sieben Jahre geschlafen haben, um das heute immer noch nicht zu wissen.

Wir können und müssen heute (3.) wissen, dass diese Drohung von einer respektablen *Macht* getragen ist. Man hat sie bis zum Frühling des letzten Jahres auch bei uns gewaltig unterschätzt. Ich nenne nur einige Faktoren dieser Macht: Ein von Natur tüchtiges und intelligentes Volk, das freilich von der Aufrichtung jener Gewaltherrschaft in seinem eigenen Bereich überrumpelt worden ist und das heute vielleicht in seiner Mehrheit nur unfreiwillig und apathisch mittut — das aber so oder so nun einmal mittut und die von ihm geforderten Leistungen bis jetzt mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Pünktlichkeit durchgeführt und auch alle verlangten Opfer in vorbildlicher Willigkeit auf sich genommen hat. Dazu: Eine sehr gewandte, sehr energische, besonders mit dem Moment der Ueberraschung bis jetzt sehr glücklich arbeitende politische Leitung. Dazu: Eine Armee, die nicht nur an Zahl und

materieller Ausrüstung, sondern vor allem auch an Ausbildung der Führer und der Geführten und vor allem an soldatischer Moral scheinbar ihresgleichen sucht. Wer das Neue Testament kennt, wird es kaum unterlassen können, bei all dieser sichtbaren Macht auch an die unsichtbaren Mächte und Gewalten zu denken, die ihr Wort zu dieser Sache sicher auch sagen. Aber wie dem auch sei: die bis jetzt kaum unterbrochene Kette von Erfolgen, die dieser Macht beschieden waren, sollte genügen, um an ihrer Quantität und Qualität heute keinen Zweifel mehr übrig zu lassen. Es sollte heute auch das ganz deutlich sein: Was in irgend einem Sinn faul, morsch und hohl, was liederlich, was in sich selbst uneinig, was verlogen war und ist in Europa, das ist dieser Macht nicht gewachsen, darüber triumphiert sie spielend. Mit Fiktionen und Illusionen kann man ihr nicht begegnen und mit Traditionen nur dann, wenn diese sehr gesund und sehr lebendig sind. Die Macht, die hinter jener Drohung steht, ist eine unerbittliche Probe für alle, die mit ihr zu tun bekommen. Man täusche sich nicht: Das Böse war und ist nun einmal immer stärker als das Halbgute. Dem Bösen könnte nur das Gute gewachsen und überlegen sein.

Wir können und müssen heute (4.) wissen, dass die *Schweiz in Gefahr* ist: in der Gefahr, von dieser Macht überwältigt, ebenfalls unter jene unerträgliche Fremdherrschaft zu geraten. Es hat keinen Sinn, sich dagegen dadurch schützen zu wollen, dass man davon schweigt und nicht daran denkt, dass sie da ist. Die Schweiz ist heute genau so eine Insel in Europa wie jene andere Insel, auf die nun seit Monaten und Monaten täglich die Bomben fallen, und die Gefahr, in der wir uns befinden, ist darum nicht geringer, weil hier in der Regel keine Bomben fallen. Wir müssten Narren sein, wenn wir über den »korrekten und freundschaftlichen Beziehungen«, derer wir uns heute noch erfreuen dürfen, vergessen würden, dass man *uns* bestimmt nicht ganz vergessen hat, dass die grosse Strassenwalze der sogenannten Neuordnung Europas auf irgend einer ihrer Touren in der einen oder andern Weise bestimmt auch unseren bis jetzt noch ausgesparten Winkel erreichen wird. Sie kann uns damit erreichen, dass man uns den Brotkorb noch erheblich höher hängt. Oder damit, dass die direkte oder indirekte Propaganda der Ideen, des sogenannten »Gedankengutes«, der Parolen und Stimmungen des neuen Weltreiches noch sehr viel lebhaftere

und lockendere Formen annimmt, in unseren Behörden und in unserer Bevölkerung noch auf viel mehr weiche und nachgiebige Stellen, auf eine noch viel grössere »Aufgeschlossenheit« stösst, bis wir eines Tages wie eine reife Frucht von selbst vom Baum fallen möchten. Sie kann uns damit erreichen, dass die natürliche Anziehungskraft einer zweifellos starken, zweifellos allerlei Vorzüge aufweisenden Sache so mächtig wird, dass wir eines Tages erwachen als solche, die den Kopf schon verloren, sich selbst schon preisgegeben haben, weil sie sich gestern leider imponieren liessen und vergassen, dass es sich bei aller Stärke und bei allen Vorzügen nicht um eine gute, sondern um eine böse Sache handelt. Sie kann uns aber auch immer noch auf dem nun schon klassisch gewordenen Weg eines jener »Blitzkriege« erreichen nach dem Verslein, das, etwas vorschnell allerdings, schon gesungen worden sein soll:

»Die Schweiz in ihrer Blütenpracht —  
Die nehmen wir in einer Nacht.«

So oder so: Wenn nicht Ereignisse eintreten, um die wir nicht wissen können, so wird uns die bewusste Walze irgend einmal erreichen — zu erreichen versuchen! Das ist es, was wir wissen können und müssen. Nur der törichte Vogel Strauss würde an unserer Stelle tun, als ob er das nicht wüsste.

Das also sind die Dinge, die man heute, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Auge fassen, über die man ernstlich nachdenken und offen miteinander reden muss. Keiner von den genannten vier Punkten darf fehlen, und jeder ist gleich wichtig. Sollte mich jemand fragen, was nun etwa das Kirchliche und Christliche an dem Wissen um diese vier Dinge sein möchte, so würde ich ihm zunächst nur antworten mit der Gegenfrage: ob es nicht bestimmt höchst unchristlich wäre, wenn jemand um diese vier Dinge nicht wissen, ihnen gegenüber irgend ein Verstecklienspiel spielen wollte?

## II.

Aber nun genügt es zweifellos hier wie sonst nicht, dies und das zu wissen. Noch wichtiger ist das, was wir uns angesichts der Arglist der Zeit zu *merken* und zu *sagen*, ist der gewisse moralische Ruck, den wir uns, da die Dinge so stehen, zu geben haben. Das Moralische ist weder das Erste noch das Letzte im Menschenleben und so auch nicht in dieser Sache. Es ist aber die notwendige und gesunde Mitte zwischen dem Ersten und dem Letzten, es ist das Zweite oder das Vorletzte, das an dieser seiner Stelle durchaus nicht fehlen darf.

Wir wollen uns heute (1.) merken und sagen, dass wir allen Anlass haben, uns die Schweiz *lieb und wert* sein zu lassen. Die Schweiz ist uns anvertraut als etwas Kostbares. Wir haben dafür dankbar zu sein. — Sie ist uns zuerst anvertraut als unsere *Heimat*, d. h. als der Ort, der mit allem, was er durch die Natur und in der Geschichte geworden ist, zwar kein Paradies, aber eben unser Ort auf der Erde ist: wie jeder einzelne Mensch in seinem Leibe die Gestalt nun eben seines Lebens hat. Die Landesausstellung von 1939 war darum eine gute Sache, weil sie uns unmittelbar vor Beginn des grossen Sturmes diese unsere schweizerische Gestalt noch einmal vor Augen geführt und ins Herz geschrieben hat. Wenn wir die Schweiz lieben, so meinen wir damit sicher auch das, dass wir in ihr, wie der waadtländische Dichter Juste Olivier gesagt hat: *Vivre de notre vie*, unser eigenes besonderes Leben leben dürfen. — Aber wir meinen doch mehr als nur das! Was uns mit der Schweiz anvertraut ist, das ist eine bestimmte *Ordnung* unseres Lebens, die man im Gegensatz zum Leibe wohl mit der Seele des einzelnen Menschen vergleichen dürfte. Sie ist nicht unübertrefflich, sie ist weit davon entfernt, vollkommen zu sein. Aber man kann, darf und soll verantwortlich leben unter dieser Ordnung. Denn sie erstrebt jedenfalls eine solche Gemeinschaft, in der es Freiheit gibt und eine solche Freiheit, die der Gemeinschaft dient. Sie verlangt von den Angehörigen der verschiedenen Sprachen, Konfessionen und Berufsstände, sie verlangt von den 25 grossen und kleinen Kantonalstaaten, von den 3000 Gemeinden, die die Eidgenossenschaft bilden, aber auch von allen Einzelnen in unserem Volk, dass sie einander gegenseitig respektieren sollen, um

ihnen eben damit auch den Schutz des Rechtes zuzusichern. Sie zieht so oder so alle diese Gruppen und auch alle diese Einzelnen zur Mitarbeit am Ganzen heran, und unter der Bedingung und dem Vorbehalt dieser Verpflichtung anerkennt sie sie auch, gibt sie ihnen auch die Möglichkeit, zu leben, sich zu entfalten, sich nach dem Mass ihres Könnens und ihres besonderen Dürfens zur Geltung zu bringen. Sie begründet die Verfassung und die Gesetze des Landes und deren Durchführung auf gemeinsame Beratungen, gemeinsame Beschlüsse und darum auf eine freie Bildung und Aeußerung des Urteils und der Ueberzeugung aller Einzelnen. Es ist schade, dass wir für diese Ordnung kein besseres Wort haben als das Wort »Demokratie«. Denn »herrschen« kann und soll auch bei uns nicht »das Volk«, sondern das Recht und die Pflicht der Gemeinschaft und der Freiheit: nur dass wir eben das Volk z. T. durch das Mittel des Wahl- und Stimmzettels, z. T. — ich denke besonders an die ganze Frauenwelt — auch ohne dieses besondere Mittel für die immer neue Aufrichtung und Erhaltung dieses Rechtes haftbar und verantwortlich machen. Man sehe zu, ob nicht die Mängel dieser unserer Lebensordnung viel weniger in ihr selbst als in dem schlechten Gebrauch, den wir von ihr machen, begründet sind! Dürfte man mit dem Feuer spielen, so möchte man denen unter uns, die sie gering achten, wohl wünschen, sie möchten einmal ein paar Jahre lang durch ihren Verlust darüber belehrt werden, wie froh wir sein dürfen darüber, gerade diese Ordnung zu haben. Und was man auch gegen sie sagen wollte: dass sie gerade der *Kirche* einen festen und sicheren Raum bietet, dass das Wort Gottes innerhalb dieser Ordnung in innerer und äusserer Freiheit verkündigt und geglaubt werden kann, das ist nicht zu bestreiten, und wenn die Kirche es gewiss ohne Verwunderung und Klage ertragen müsste, wenn alles ganz anders wäre, wenn sie unter einer Ordnung oder Unordnung zu leben hätte, unter der sie nur *leiden* könnte, so hat doch gerade sie Anlass, dafür dankbar zu sein, dass sie unter dieser Ordnung tatsächlich Frieden und Gelegenheit genug hat, ihrer Aufgabe nach dem Mass dessen, was sie tatsächlich zu sagen hat und leisten kann, gerecht zu werden. Mag sie dem politischen Leben unseres Landes noch so kritisch gegenüberstehen, so wird sie jedenfalls nicht sagen können, dass sie durch dessen Form behindert sei, den

Beweis des Geistes und der Kraft zu führen. — Wir können uns aber endlich ohne alle Ueberhebung und Anmassung nicht verhehlen, dass uns mit unserer Heimat und ihrer Lebensordnung auch eine gewisse *Sendung* den anderen Völkern gegenüber anvertraut ist. Wir sind ferne davon, ein Musterland zu sein. Wiederum ist es aber nicht so, dass wir unsere Alpen und Alpenpässe und in ihrem Schutz unsere Verfassung nur für uns hätten. Das schweizerische Staatswesen ist ein Bund von lauter freien Gemeinwesen, welche ihrerseits aus lauter freien Bürgern bestehen, ein Staatswesen, das nach aussen — das ist der Sinn unserer Neutralität — gar keinen Anspruch erhebt als den, seine Pässe zu hüten, d. h. für alle anderen ein friedlicher Weg von Norden nach Süden, von Westen nach Osten zu sein. Ein solches Staatswesen ist ein Licht, das, mag es noch so klein und — offen gestanden — oft noch so trübe sein, nicht nur um seiner selbst, sondern um der Zukunft aller Völker willen brennen muss: sie könnten noch einmal froh sein darüber, dass es das auch noch gibt. Die Gefahr, dass wir uns der Schweiz allzusehr rühmen, dass wir als Schweizer — jenem Frosche gleich, der ein Ochse sein wollte — uns aufblähen könnten, ist heute entschieden die kleinere Gefahr gegenüber der, dass wir für das, was wir als Schweizer sind und haben, und auch der ganzen Welt gegenüber zu vertreten haben, nicht dankbar genug sein könnten. Illusionslose Nüchternheit wird uns auch heute und gerade heute wohl anstehen. Eben sie wird uns aber nicht hindern, sondern anleiten, einzusehen, dass das, was uns (unverdient genug!) anvertraut ist, eine gute Sache ist, deren wir uns in aller Ruhe freuen dürfen und sollen. Und darum ist der Gesang, der im Cabaret Cornichon einmal zu hören war, in geziemender Selbsterkenntnis und Bescheidenheit, aber auch unentwegt gesungen, ein guter Gesang:

Was mer sind, das wämmer bliibe,  
Denn um d'Schwiz wär's ewig schad!

Wir wollen uns heute (2.) merken und sagen, dass uns die Dankbarkeit dazu verpflichtet, für die *Erhaltung* der Schweiz — einer unabhängigen, einer ihre Ordnung behauptenden und ihre Pässe hütenden Schweiz — alles zu tun, was in unseren Kräften liegt. Niemand ist hier *nicht* gefragt: weder die Männer noch die Frauen,

weder die Stadt noch das Land, weder wir an den Grenzen, noch die im Innern des Landes, weder die Alten, die denken möchten, die letzten Jahrzehnte hätten Schweres genug von ihnen gefordert, noch die Jungen, die heute wohl Anlass haben mögen, sorgenvoll zu fragen, welches denn ihre Zukunft sein werde. Niemand darf sich hier auf seine Privatinteressen, Familieninteressen und Geistesinteressen zurückziehen. Niemand hat das Recht, sich der Frage der Erhaltung der Schweiz gegenüber neutral zu erklären. Darum niemand, weil in dieser Sache niemand Anlass hat, so undankbar zu sein, dass ihm erlaubt wäre, sich in einer Situation abseits zu stellen, in der es um Leben oder Tod, das heisst um Ehre oder Schande des Ganzen und damit aller Einzelnen geht. Ich möchte hier vor allem Eines hervorheben: Es gibt berechnete Klagen genug über unsere jetzigen Zustände und darum auch genug berechnete Wünsche für die Zukunft. Es geht aber heute um die Erhaltung dessen, was uns auf alle Fälle gegeben ist, und das ist sicher, dass in dieser Lage keine Klage und kein Erneuerungsplan den Willen zu dieser Erhaltung stören und zerstören darf. Auf einem Schiff mitten im Sturm kann und muss vielleicht der Kapitän gewechselt werden, weil der bisherige notorisch untauglich oder vielleicht schon über Bord gespült ist. Es kann aber auf diesem Schiff sicher nicht auch noch der Umbau der Kommandobrücke oder gar des ganzen Lagerraumes unternommen oder auch nur diskutiert werden, sondern damit wird man warten, bis der Sturm sich gelegt und wahrscheinlich bis das Schiff für einmal den sicheren Hafen erreicht hat. Die Leute, die uns im Sommer angesichts der Katastrophe des Nachbarn in dunklen Worten meinten predigen zu sollen, dass auch wir nun »den alten Menschen auszuziehen« hätten, haben uns, wie es sich seither wirklich gezeigt hat, einen schlechten Dienst getan. Sie haben uns damit verwirrt, statt regiert. Denn wie diese Parole auch gemeint gewesen sein mag: sie war zweideutig, sie konnte uns ablenken und sie hat uns weithin abgelenkt von der rechten Busse, um die es heute geht und die darin besteht, der Erhaltung der Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft unsere ganze Kraft zuzuwenden. Um von denen nicht zu reden, die es auf Anpassung und Gleichschaltung, auf die Nichterhaltung der Schweiz, auf die direkte oder indirekte Kapitulation, auf das Umfallen und Anbeten vor den

fremden Göttern eingestandenermassen geradezu abgesehen haben. Von ihnen sei hier öffentlich und ohne Ansehen der Person gesagt, dass das, was sie tun, schlimmer ist, als wenn sie silberne Löffel stehlen würden.

Wir wollen uns heute (3.) merken und sagen, dass wir zur Erhaltung der Schweiz *das Unsrige tun* müssen und auch können und darum auch sollen. Die Erhaltung der Schweiz ist zwar wie die Erhaltung der ganzen Schöpfung Gottes Sache und das bedeutet, dass wir sie eigentlich und ernstlich nur im Glauben begreifen können und auch immer wieder darum beten müssen. Es bedeutet aber nicht, dass wir unsere Hände in den Schoss legen müssten oder dürften. Würden wir das tun, dann wäre das allerdings ein sicheres Zeichen dafür, dass Gott die Schweiz nicht länger erhalten will. Denn damit würden wir ja bezeugen, dass wir nicht mehr dankbar sind dafür, die Schweiz zu haben und Schweizer sein zu dürfen. Wir dürften uns dann nicht wundern darüber, wenn uns das, was wir offenbar nicht zu schätzen wissen, genommen würde. Wissen wir es aber zu schätzen, dann müssen wir uns auch Mühe geben, es zu erhalten, und wenn das in der Dankbarkeit gegen den geschieht, von dem alle gute Gabe kommt, dann dürfen wir der ruhigen Gewissheit sein, dass wir uns dabei in Uebereinstimmung mit seinem Willen befinden. Wir werden dann unsere menschlichen Hände umso fleissiger rühren, weil wir dabei wissen, dass unsere Sache in seiner göttlichen Hand auf alle Fälle, komme was da wolle, gut aufgehoben ist. — Vor uns steht zunächst die Aufgabe der militärischen Landesverteidigung mit dem mehr oder weniger aktiven Anteil, den heute viel mehr Schweizer und Schweizerinnen als früher gerade an dieser Sache haben. Unsere Landesverteidigung braucht heute so wenig wie 1315 ein Wahnsinn zu sein: sie würde es nur dann sein, wenn unser Geschlecht es unter dem Zorne Gottes so halten wollte, wie es die Schweizer 1798 und in den darauf folgenden Jahren leider gehalten haben. Ich beziehe mich hier auf den Vortrag von Oberst Oskar Frey (»Das Kriegsgeschehen von 1940 und wir«, Basel 1940), dessen Urteil, wenn ich recht unterrichtet bin, das aller unserer Sachverständigen und Verantwortlichen ist: Es sei die überlegene Zahl und Bewaffnung des mutmasslichen Angreifers kein durchschlagendes Argument dagegen, dass wir uns verteidigen *können*. »Unsere Lage als Besitzer der Alpen-

pässe ist so stark wie nur je, wenn wir nur die Rolle als Besitzer und Hüter derselben ausüben *wollen*, unser Herz nur an das Wesentliche und nicht an das Unwesentliche hängen und die Kraft dazu besitzen und diese wiederum nicht verzetteln, sondern auch für das Wesentliche einsetzen« (S. 8). Es konzentrierte sich die Frage nach unserem Können auf die Frage: ob wir die zur Durchführung der technisch lösbaren Aufgabe nötige Moral besitzen (S. 20)! An dieser Moral nämlich habe es in dem merkwürdigen Jahr 1940 überall da gefehlt, wo es zu Niederlagen gekommen ist. Nun, eben diese Frage wird im Ernstfall nicht nur an unsere Armee, sondern mit ihr auch an unsere ganze Zivilbevölkerung vor und hinter der Front: vor allem auch hinter einer dann wahrscheinlich quer durch unser ganzes Land laufenden feindlichen Front gestellt sein. Sie ist uns aber schon heute gestellt. Wir beantworten sie entweder gut oder schlecht in der willigen oder unwilligen Art, in der ein jeder sich zu den Lasten und Verpflichtungen der Landesverteidigung stellt, in der entschlossenen oder schlappen Weise, in der wir zuhause, im Wirtshaus, auf der Trambahn, im Geschäft zu dem Stellung nehmen, was wir über die Zukunft der Schweiz murren, murmeln und munkeln hören, in der Ueberlegenheit oder in der Gedankenlosigkeit, in der wir heute als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, als Käufer oder Verkäufer, als Vermögende oder Unvermögende, als Eltern oder Kinder alle jene grossen und kleinen Dinge des Alltags behandeln, die heute zur Erhaltung oder aber zur Zerstörung der Schweiz beitragen. Wir stehen heute schon alle an der Front und tragen alle heute schon zu dem Gelingen oder Misslingen der schweizerischen Aufgabe bei. Und wir wollen uns wohl merken, dass es heute allerdings nötig ist, dass man auch sein Maul brauche den törichten Mäulern gegenüber, dass aber wiederum diejenigen, die das Maul am weitesten auf tun, nicht immer diejenigen sind, die wirklich zum Gelingen dieser Aufgabe beitragen. Was wir *tun* — noch mehr: was wir *sind*, das zählt. Dass wir Schweizer *sind*: bereit dazu, damit zu stehen und zu fallen, dass wir Schweizer *bleiben*, das ist es, was zum Gelingen unserer Aufgabe beiträgt. Erinnern wir uns nochmals, dass dieses Gelingen bei Gott steht, aber auch nochmals daran, dass Gott es den Aufrichtigen ohne Zweifel gelingen lässt, d. h. dass er denen, die *aufrecht* sind, auch die Kraft gibt, unter allen Umständen *aufrecht*

zu bleiben. Es geht heute unter vielen anderen dummen Reden auch die um: warum wohl Gott alles das, was wir seit einem Jahr erlebt haben, zugelassen habe? Darauf ist zu antworten, dass er wohl darauf wartet, einmal einen Haufen Männer und Frauen anzutreffen, die aufrichtig genug sind, auf die Arglist, den Schwindel und Betrug dieser Zeit nicht hereinzufallen und mit dem Teufel keine Kontrakte zu schliessen. Wir haben es vor einem Jahr an den Finnen gesehen und sehen es heute an den Griechen, und wir hören aus dem schon eroberten Norwegen und Holland Dinge, die uns ebenfalls belehren könnten: wo Gott solche Männer und Frauen antrifft, da pflegt es mit seinem Zulassen ein Ende zu haben. Wo er sie nicht antrifft, was soll er da anderes tun als eben zulassen, was die Leute offenbar verdient haben? Wir brauchen wirklich nicht zu diesen Leuten zu gehören, und es hat keinen Sinn, den lieben Gott in Anklagezustand zu versetzen im Blick darauf, dass wir eventuell nun doch auch zu diesen Leuten gehören könnten.

Wir wollen uns aber heute (4.) auch das merken und sagen, dass die von uns verlangte Gesinnung und Tat des Widerstandes *viel von uns verlangt* und in der Zukunft bestimmt noch sehr viel mehr als bisher von uns verlangen wird. Eine gute Sache ist nun einmal nie billig zu haben, und es wäre töricht, wenn wir uns einbilden wollten, dass wir bei der guten Sache der Erhaltung der Schweiz nun doch billigen Kaufes davon kommen könnten. Erinnern wir uns noch einmal an die sehr ernst zu nehmende Macht, die heute drohend auf dem Plane ist. Es kann nicht leicht sein, es ist schon heute nicht leicht, ihrem Druck standzuhalten. Wir sind schon jetzt gefragt, ob wir bereit sind, Geduld zu haben, Disziplin zu üben, Einschränkungen auf uns zu nehmen. Und wenn der Druck so oder so schärfer werden wird, dann werden wir gefragt sein, ob wir bereit sind, Opfer zu bringen: »Wehropfer«, die uns noch etwas schwerer fallen werden als das, was uns bis jetzt unter diesem Namen bekannt ist. Wir werden gut tun, auch dem schlimmsten möglichen Fall jetzt schon offen ins Gesicht zu sehen: Unsere Armeeleitung hat uns nicht verheimlicht, wie sie sich im Fall eines Krieges unsere Verteidigung vorstellt. Ihr Plan wird von den meisten unserer Soldaten verlangen: dass sie fern von Haus und Hof und Familie ihre Pflicht tun, und von den meisten anderen Schweizern und Schweizerinnen: dass sie unter den Augen und unter der

Macht des Feindes nicht nur nicht verzweifeln, sondern so leben sollen, dass ihnen die Erhaltung der Schweiz auch dann über alles andere geht. Wer wir eigentlich sind und was wir taugen, ob die Erinnerung an die alte Schweizergeschichte, der wir uns in friedlichen Zeiten so gerne hingaben, Theater war oder echte Vorübung auf den Ernstfall, ob wir Opfer bringen wollen und dann auch können, das wird dann mit unerbittlicher Klarheit an den Tag kommen. Aber es können vor diesem schlimmsten möglichen Fall noch allerhand Situationen eintreten, die in ihrer Art gerade schlimm genug sein werden und in denen alles verloren gehen könnte, wenn wir nicht gefasst sind darauf, einen hohen Einsatz freudig zu zahlen. Es gibt ein Kirchenlied, in dessen erster Strophe es sehr bedenkenswert heisst:

Mache dich, mein Geist, bereit,  
Wache, fleh und bete,  
Dass dir nicht die böse Zeit  
Plötzlich nahetrete!

Und in der zweiten Strophe:

Denn die Not  
Samt dem Tod  
Möchte dich in Sünden  
Unvermutet finden.

Sie hat uns im letzten Sommer, als sie noch gar nicht kam, sondern nur zu kommen schien, ziemlich »unvermutet« und nicht so bereit gefunden, wie wir es ihr gegenüber sein müssen. Es hätte sonst in manchen Zeitungsredaktionen, aber auch im übrigen Schweizerhaus zu dem bedenklichen Wackeln nicht kommen können, das wir damals erlebt haben. Wir hatten uns wohl damals die Kosten der guten Sache noch nicht so recht überlegt. Möchten wir es unterdessen getan haben und immer ehrlicher tun! Denn die Echtheit schweizerischer Widerstandsbereitschaft hängt wesentlich daran, dass uns nicht nur vor Augen steht, was zu *tun* ist, sondern auch, was wir in diesem Tun unvermeidlich werden *leiden* müssen.

Das also ist das Moralische, was wir uns heute merken und sagen müssen. Wieder sind alle vier Punkte gleich wichtig. Wieder darf kein einziger fehlen. Dass und inwiefern es sich dabei ohne weiteres auch um das Christliche handelt, dürfte hier nun schon etwas deutlicher geworden sein.

### III.

Warum kann nun dieses Moralische das Erste und das Letzte nicht sein? Warum genügt, wenn wir wissen, was heute zu wissen ist, auch das nicht, dass wir uns merken und sagen, was wir heute sollen und darum wollen müssen? Es genügt darum nicht, weil gerade das Moralische: das Geschehen des Moralischen nämlich durchaus nicht selbstverständlich ist. Weil auch das beste Reden vom Moralischen immer noch wie eine schöne und ernste Festrede über die Köpfe hinweggeht, ohne die Herzen und dann auch die Hände und Füße in die rechte Bewegung zu setzen, solange das nicht laut und lebendig geworden ist, was nun eben die Kraft hat, uns in diese Bewegung zu versetzen. Noch wichtiger als das, was wir uns merken und sagen wollen, — und nun eben *entscheidend* wichtig ist das, was wir uns gar nicht von uns aus merken und sagen können, was wir aber *hören* dürfen von dem, was wir zuletzt *nötig* haben und was uns wirklich hilft: von der Entscheidung, die heute sowohl das rechte Sehen der Tatsachen als auch die rechte Stellungnahme dazu *notwendig* und *wirklich* macht, von der *Quelle* aller ehrlichen Einsichten und aller tapferen Entschlüsse, zu denen es heute kommen und bei denen es heute bleiben muss.

Damit sind wir aber auf die Frage des *Glaubens* gestossen. Wer nicht glaubt, der wird sich in der Schweiz inmitten der heutigen Weltlage vor dem, was zu sehen ist, gewiss lieber beide Augen verschliessen und wird gewiss auch alles Moralische, von dem wir sprachen, für schöne aber unausführbare Ideen halten. Es braucht aber nicht irgend einen, sondern den *rechten* Glauben dazu, um heute klar zu sehen und um dann das Rechte zu wollen und auch zu tun. Irgend einen Glauben hat ja jeder Mensch und so auch jeder Schweizer: es könnte aber auch ein konfuser oder geradezu irrender Glaube sein, der uns nicht helfen, der uns heute in den entscheidenden Punkten zu kurzfristigen oder gar blinden, zu faulen und schläfrigen oder gar zu ausgesprochen schlechten Schweizern machen müsste und also statt uns zu helfen uns geradezu schaden und verderben würde. Der Glaube, der uns hilft, ist der *Glaube unserer Kirche an Jesus Christus*, der sich schon äusserlich dadurch von allem anderen Glauben unterscheidet, dass man seinen Inhalt — weil er nicht *aus* dem Menschen stammt, sondern die

göttliche Verkündigung *an* den Menschen ist — genau genommen immer nur *hören* kann, nun aber eben auch hören *darf*, um damit, dass man ihn hören darf, die Hilfe: die eben heute uns nötige Hilfe zu bekommen. Was wir im Glauben unserer Kirche an Jesus Christus hinsichtlich der Schweiz in der heutigen Zeit hören dürfen, davon soll jetzt als Abschluss und Begründung alles anderen die Rede sein.

Wir dürfen heute im Glauben unserer Kirche an Jesus Christus (1.) hören, dass *ein einziger wahrer Gott* ist, der die ganze Welt geschaffen hat und regiert und persönlich der Herr auch jedes einzelnen Menschen ist. Wenn wir das hören, dann ist uns gerade der heutigen Drohung und Gefahr gegenüber wirklich geholfen. Wir müssen uns ja darüber klar sein, dass diese Drohung und Gefahr, wie schon angedeutet wurde, recht eigentlich in der Proklamation eines anderen, eines falschen Gottes, eines Volks- und Staatsgottes ihren Ursprung genommen hat. Man ist dort so rätselhaft stark, weil man den Glauben (wenn er auch ein falscher Glaube ist) an diesen Gott (wenn er auch ein falscher Gott ist) tatsächlich hat und betätigt. Blind und ohnmächtig dieser Drohung und Gefahr gegenüber waren die — wir denken noch einmal an unseren unglücklichen Nachbarn — die diesem falschen Glauben an einen falschen Gott nicht den rechten Glauben an den einen wahren Gott, sondern nur ein trübes Gemisch von Aberglauben und Unglauben entgegensetzen hatten. Es waren nicht Flugzeuge und Panzerwagen, sondern es war im Grunde die unvergleichliche Dynamik einer *Kirche* (wenn auch einer falschen Kirche), die auf den Schlachtfeldern des Jahres 1940 über eine teils bigotte, teils säkularisierte Christenheit gesiegt hat, wie es in den Tagen des alten Islam wahrhaftig schon einmal geschehen ist. Im Streit gegen *Aberglauben* und *Unglauben* wird der *Irrglaube* immer der stärkere sein. Und nun ist der grosse heute triumphierende Irrglaube an das Naturrecht und die Naturgewalt eines bestimmten Volkstums und Staatstums viel zu stark, als dass wir ihm etwa mit einem entsprechenden Miniatur-Irrglauben schweizerischer Marke entgentreten könnten. Wir haben das aber auch nicht nötig. Der Bann des heute übermächtigen Irrglaubens ist sofort gebrochen und uns ist sofort geholfen, wenn wir seinen Betrug darum durchschaut haben, weil wir im Glauben unserer Kirche an Jesus Christus die Stimme des einen einzigen

wahren Gottes gehört haben. Hören wir seine Stimme, dann können wir über die anderen, die falschen Götter nur noch lachen, und eben das ist es, was heute an Stelle von allem tragischen, pessimistischen und defeatistischen Wesen nötig ist, was wir heute im Glauben tatsächlich tun dürfen. Wir dürfen dann auch die Ohnmacht, die sich hinter der Uebermacht jenes Irrglaubens verbirgt, durchschauen und dessen gewiss sein, dass sie eines Tages als Ohnmacht offenbar werden wird. Wir können uns dann durch seine Erfolge nicht mehr verblüffen, nicht mehr aus der Fassung bringen, nicht mehr umwerfen lassen. Wer glaubt, flieht nicht. Und wir dürfen recht, wir dürfen an den einzigen, den wahren Gott glauben, indem wir seine Stimme hören dürfen.

Wir dürfen heute im Glauben unserer Kirche an Jesus Christus (2.) hören, dass *der Mensch Gott lieb* ist. Daraus fließt die Achtung, der Respekt vor dem Menschen, der dazu nötig ist, damit man sich heute mit Ueberzeugung einsetze *für* eine Lebensordnung, in der einem jeden mit seiner Pflicht auch sein Recht zugewiesen wird und mit Ueberzeugung *gegen* eine Herrschaft des Stärkeren, die dem Schwächeren sein Recht auf selbständige Existenz abspricht und nimmt, darum, weil er der Schwächere ist. Man wird diese Ueberzeugung schwerlich auf die Anschauung begründen können, dass der Mensch gut sei und deshalb auf Existenz und Freiheit Anspruch habe. Denn der Mensch ist nicht gut. Jene Ueberzeugung ist aber dann felsenfest begründet, wenn man gehört hat, dass Gott den Menschen liebt: nicht weil der Mensch gut, aber weil er, Gott, es so will, weil er dem Menschen gut ist. Das ist die Würde des Menschen: dass Gott ihm gut ist, wie er es darin besiegelt und offenbart hat, dass er selbst in Jesus Christus Mensch wurde und in dem Leiden und Sterben dieses Menschen mit uns allen einen Bund geschlossen, uns alle als seine Kinder zu sich gerufen hat. Wir hören, dass der Herr unser Hirte ist. Wer die Würde des Menschen darin erkannt hat, dass der Herr sein Hirte ist, der muss zur schweizerischen Lebensordnung darum jenes entschlossene *Ja* sagen, weil sie an diese Würde des Menschen in aller Unvollkommenheit wenigstens erinnert — und der muss zu der innersten Mitte des heute aufsteigenden Weltreiches darum jenes entschlossene *Nein* sagen, weil diese Würde des Menschen dort verworfen ist, weil die innerste Mitte dieses Weltreiches im Hass

und in der Verstossung der Juden besteht. Der Menschensohn, der der Sohn Gottes war, war aber ein Jude. In diesem Juden hat Gott uns alle lieb gehabt. In dieser Tiefe hat er uns gesucht und gefunden. Wir können uns diesem heutigen Weltreich nur schon darum nicht fügen, weil wir das Heil Gottes, das nun einmal zu den Juden und von den Juden zu uns gekommen ist, nicht von uns stossen und weil wir von da aus die ganze übrige Unmenschlichkeit dieses Weltreiches nicht mitmachen können. Und wir müssen uns für die Schweiz heute nur schon darum wehren, weil wir uns damit für die Menschlichkeit wehren: für den Menschen, den Gott in seiner Barmherzigkeit des Bundes mit ihm würdig gefunden hat. Wer glaubt, der kann den Menschen nicht verachten, der muss und wird ihn ehren. Darum geht es aber heute. Und wir dürfen recht, wir dürfen an den Gott glauben, der sich des Menschen für Zeit und Ewigkeit angenommen und der ihm damit seine Würde gegeben hat.

Wir dürfen heute im Glauben der Kirche an Jesus Christus (3.) hören, dass Gott uns als Sinn und Erfüllung, als Ziel dieses Lebens in der Zeit ein *ewiges Leben* in der Gemeinschaft mit ihm selbst verheissen und zudedacht hat. Daraus folgt nun wirklich von selbst, dass wir unsere irdische Heimat recht lieben dürfen und müssen. Warum? Nicht weil sie selber uns ewige Heimat sein, eine bleibende Stätte uns bieten könnte: wir werden sie alle einmal verlassen müssen, und sie selbst mit ihren höchsten Bergen wird einmal nicht mehr sein und ihre ganze bisherige und zukünftige Geschichte lauter Vergangenheit, auf die es nur noch Rückblick gibt, wie J. P. Hebel es in seinem Gedicht vom Röttler-Schloss beschrieben hat:

»Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Turm  
seyg d'Peterschilche gsi, 's isch schad dafür! . . .  
. . . . . dört han i au scho glebt  
. . . . .  
und gvätterlet bis an mii selig End:  
und möcht jetzt nümme hi. . . .«

Einer grösseren Narretei könnten wir uns schon nicht schuldig machen, als wenn wir nun auch etwa anfangen wollten, von einer »ewigen Schweiz« zu reden! Wir dürfen und müssen aber unsere

Heimat darum lieben, weil wir in ihr ein Zeichen und Abbild unserer ewigen Heimat bei Gott besitzen, weil sie unsere ewige Heimat gleichsam wiederspiegelt. Denn das ewige Wort ist auch in unsere Heimat gekommen, hat sie berührt, geheiligt und gesegnet und für jeden, der dies Wort hört und aufnimmt, zu diesem Zeichen gemacht. Vielleicht dass unsere Väter in ihrer ganzen sehr robusten und sehr unartigen Weltlichkeit etwas davon verstanden haben, als sie gerade das Kreuz auf ihre Kleider und Fahnen hefteten als ältestes Zeichen des Schweizerbundes. Warum sollten sie es nicht verstanden haben? Wir jedenfalls sind durch dieses Kreuz aufgerufen, den Zusammenhang zu sehen zwischen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit. Und indem wir ihn sehen, sind wir der Schweiz als unserer irdischen Heimat zur Treue verbunden; denn wie sollten wir sie gering achten und verraten können, wenn sie uns zu jener Anzeige unseres ewigen Lebens gemacht ist? Es kommt heute alles darauf an, dass wir Schweizer begreifen und mit der Tat beweisen, dass der Mensch wohl vom Brot lebt, aber nicht vom Brot allein. Daran scheidet sich die starke von der schwachen Heimatliebe, die dauerhafte von der unbeständigen, die eines Tages auch anders könnte. Nicht vom Brot allein! Um das zu wissen und zu betätigen, müssen wir freilich die Fortsetzung mit in den Ohren haben: sondern von dem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt! Beides miteinander macht den Glauben aus, in welchem wir der Heimat treu sein werden. Und wir dürfen beides in den Ohren, wir dürfen diesen rechten Glauben haben: den Glauben, der den Himmel über uns auftut und der gerade damit das Leben auf der Erde ernst und fröhlich macht.

Und wir dürfen heute im Glauben der Kirche an Jesus Christus (4.) hören, dass solche unbegreifliche Gnade und Verheissung Gottes gerade den verlorenen Sündern, den vor ihm und in der Welt Kleinen, Schwachen, Armen zugewendet ist: dass auch die Gerechten zuerst zu verlorenen Sündern, auch die Grossen zuerst zu Kleinen, auch die Starken zuerst zu Schwachen, auch die Reichen zuerst zu Armen werden müssen, um ihrer teilhaftig zu werden. Je mehr unsere Zeit bestimmt ist durch die unheimliche Offenbarung menschlicher Uebermacht, desto mehr tritt sie in das Licht der Ordnung des Evangeliums, laut derer Gott in keiner Hinsicht der Gott der stärkeren Bataillone ist. Diese Erkenntnis wird uns davor

bewahren, wenn das noch nötig sein sollte, uns irgend einer Einbildung auf unsere besondere Tugend, irgend einem Grössenwahnsinn, wie er gerade kleine Leute manchmal überkommt, hinzugeben. Es ist eine besondere unverdiente Freundlichkeit Gottes darin, dass wir zum vornherein kleine Leute sein dürfen, und wir wollen froh sein, uns dazu bekennen zu dürfen. Wiederum haben wir nun gerade als kleine Leute gar keinen Anlass, uns zu fürchten vor den Grossen. Sondern wenn wir nur demütig sind vor Gott, so können und müssen wir auch sehr mutig sein den Menschen gegenüber, können und dürfen wir in der Geschichte von David und dem Riesen Goliath mit ihrer wunderbaren Verkündigung von der in dem Schwachen mächtigen Gnade Gottes das überaus tröstliche Vorbild erblicken, das uns vor der Angst und allem, was heute aus der Angst folgen könnte, einfach automatisch bewahrt, weil es uns Jesus als den Sieger zeigt, der die Welt, die uns Angst machen will, schon überwunden hat, sodass sie uns nichts anhaben kann, auch wenn sie es tausendmal wollte. Der christliche Glaube ist kein besonderes Heldentum. Er ist vielmehr das Vertrauen derer, die gar keine Helden sind, die aber einen Helden und zwar einen siegreichen Helden über sich und vor Augen haben und die darum, wenn sie es schon wollten, nicht erschrecken und nicht weichen können. Und eben das ist der rechte Glaube, den wir in der Schweiz von heute haben dürfen: der Glaube, der seine Zuversicht auf den Gott setzt, der uns vom Tode schon errettet hat, sodass uns dessen Schatten, in welchem wir noch stehen, nun nicht mehr töten kann.

Wir sind zu Ende. Das ist es, was wir im Glauben unserer Kirche an Jesus Christus heute hören dürfen. Es ist wohl auch hier eines so wichtig wie das andere. Es würde wohl auch hier nichts fehlen dürfen. Es fehlt aber auch nichts. Wir brauchen nur zu hören, was wir uns freilich nicht selbst sagen können, was uns aber im Glauben gesagt ist, dann hören wir alles, das Ganze, das wir heute hören müssen. Und wir brauchen dieses Ganze nur zu hören, um dann bestimmt auch zu wissen, was heute zu wissen ist, zu tun, was heute getan werden muss. Und weil an diesem *Wissen* und *Tun* für die Zukunft der Schweiz in der heutigen Zeit alles liegt, darum reduziert sich die Frage nach dieser unserer Zukunft

zuletzt auf die Frage: Ob wir von dem, was wir dürfen, Gebrauch machen? Ob dieser *Glaube* unserer Kirche an Jesus Christus der unsrige ist? Man kann und muss kühnlich sagen: das ist für uns Schweizer *die* politische Frage der Gegenwart, neben der alle anderen nur sekundär und abgeleitet sind. Denn es geht heute entscheidend um einen Kampf um die *Seele* und *in* der Seele von uns Schweizern. Ob die Schweiz auch in Zukunft stehen wird, das liegt daran, ob wir Schweizer glauben, christlich glauben werden. Wir können und dürfen diese Frage positiv beantworten, indem wir von der heiligen Schrift, die auch uns offen steht, und von der christlichen Predigt, die auch an uns ergeht, den Gebrauch machen, zu dem sie uns gegeben sind. Wir brauchen dann keine Sorge zu haben, dass sie und mit ihr die Frage nach der Zukunft der Schweiz dann nicht wirklich beantwortet sei, dass dann nicht auch an uns das Wort in Erfüllung gehen werde: »Der *Gerechte* wird seines *Glaubens leben*.« Er wird *leben*, heisst es!